

## Kapitel 2

Theodor Risk stieg auf die Bank, setzte sich auf die Rückenlehne und ließ seinen Blick über den leeren Schulhof schweifen, während er eine Zigarette aus dem Päckchen zog und sich über das Schild hinwegsetzte, das über das Rauchverbot auf dem gesamten Schulgelände informierte. Obwohl er die Stille zu schätzen wusste, setzte er die roten Beats-Kopfhörer auf, die er von seinem Vater zu Weihnachten bekommen hatte, und suchte auf seinem Handy »Ace of Spades« von Motörhead. In wenigen Minuten würde die Ruhe ohnehin von einer Horde schreiender Schüler durchbrochen werden, und die anderen aus seiner Klasse würden mit ihren exklusiven Sportrucksäcken über der Schulter frischgeduscht und mit nass gekämmten Haaren von der Doppelstunde Sport zurückkehren.

Er selbst hatte die vergangene Stunde bei seiner Therapeutin verbracht, die ihm wie üblich in ihrem ätzenden südschwedischen Dialekt gepredigt hatte, wie wichtig es für ihn sei, Kontakte zu knüpfen und Freunde zu finden. Teil einer Gemeinschaft zu werden, wie es so schön hieß. Und wie immer hätte er ihr am liebsten ins Gesicht gekotzt. Dieses Schonisch widerte ihn an. Von allen schwedischen Dialekten war es mit Abstand der ekelhafteste. Trotzdem hatte er, wie jede Woche, dagesessen wie eine hiranputierte Marionette, die zu allem Ja und Amen sagte, und sich klaglos ihre Plattitüden angehört.

Wie wichtig es sei, dass er sich öffne und erzähle, nicht nur, wie es ihm gehe, sondern auch, was er da tief drinnen in seinem innersten Raum denke. Sein *innerster Raum*. Über den redete sie am liebsten. *Komm, wir gehen gemeinsam hinein*, konnte sie in ihrem widerlichen Schonisch sagen und ihm die Hand hinhalten, als würde sie ernsthaft erwarten, dass er danach griff. Erst wenn er sie wirklich an sich heranließe, könne sie ihm richtig helfen. Er zog den Rauch ein und schüttelte schon bei dem Gedanken den Kopf. Als ob jemand ihm jemals helfen könnte.

Dabei hatte er ihr in den ersten Monaten aufs Wort gehorcht und ihr genau erzählt, was er dachte und wie sich alles anfühlte. Er hatte über die Beziehung zu seinem Vater gesprochen, der tatsächlich glaubte, bei ihm stünden die Kinder an erster Stelle, obwohl er in Wahrheit nie da war, wenn man ihn brauchte. Der ihn tagelang sich selbst überlassen hatte, ganz allein zu Hause. Dass sein Vater ihn dermaßen im Stich gelassen hatte, brannte noch immer wie eine offene Wunde, wurde aber totgeschwiegen, als wäre

es nie passiert. Er sprach über die Panikattacken, die ihn überfielen, seitdem er in einem sargähnlichen Raum eingesperrt gewesen war und geglaubt hatte, sterben zu müssen. Er hatte Todesangst gehabt.

Ganz zu schweigen von der schizophrenen Enttäuschung, die ihn durchströmt hatte, als er begriff, dass er überleben würde. Dass sein Leiden noch für unbestimmte Zeit andauern würde. Einmal hatte er sich sogar überreden lassen, ihre Hand zu halten und ihr mit geschlossenen Augen den Weg bis zu seinem innersten Raum zu zeigen. Sie hatte ihn trotzdem weitergenervt, als hätte sie nichts anderes auf Lager.

Nach einer Weile sah er keinen anderen Ausweg mehr, als ihr Lügen aufzutischen. Er erzählte ihr von den vielen Freunden, die er angeblich gefunden hätte, und wie beliebt er mittlerweile wäre. Dass seine Lebenslust allmählich zurückkehrte und dass es ihm manchmal sogar Spaß machte, zu Hause zu bleiben und zu lernen oder etwas mit seiner Familie zu unternehmen. Er hatte behauptet, der Klumpen in seiner Brust wäre immer kleiner geworden und er könnte endlich wieder freier atmen.

Jetzt hatte sie ihn offenbar durchschaut. Ihr krebserregendes Gelaber von den Freunden hatte jedenfalls zugenommen. Sie kapierte einfach nicht, dass sein Problem nicht der Mangel an Leuten war, die gern mit ihm befreundet gewesen wären. *Er* war derjenige, der sich mit niemandem anfreunden wollte. Seufzend atmete er den Rauch aus und betrachtete die Idioten, die nun auf den Schulhof strömten.

Peinlich waren die. Beschränkte Zweibeiner, die zu allem Überfluss einen potthässlichen Dialekt sprachen. Doch er war ein braver Junge gewesen und hatte keinem von ihnen etwas zuleide getan. Nicht ein einziges Mal hatte er die Grenze überschritten, obwohl er genau das wollte.

Mit Alexandra aus der Parallelklasse war das anders. Sie unterschied sich von dem restlichen Pack und sprach weder Schonisch, noch stand sie kichernd mit den anderen Mädchen herum. Wenn er es sich genau überlegte, war sie die Einzige, über die er sich noch nie geärgert hatte. Er hatte niemandem von seinen Gefühlen erzählt und war sich nicht sicher, ob er selbst sie verstand. Aber irgendetwas war da, und im hintersten Winkel seines innersten Raums ahnte er, dass sie genauso empfand. Jedenfalls wich ihr Blick seinem aus, sobald er sie ansah. Was jeden Moment passieren würde.

Sie stand mit ein paar Spacken aus ihrer Klasse vor der Kletterwand, und er hatte die Zeit zwar noch nie gestoppt, aber er war überzeugt, dass sie seinen Blick noch nie so lange erwidert hatte. Was hatte das zu bedeuten? Sie sah fröhlich aus. Sollte er zu ihr rübergehen? Aber um was zu sagen? Und wie sollte er mit ihren Freundinnen umgehen?

Der Zauber wurde zerstört. Nicht von einem sich abwendenden Blick, sondern vom Klingelton aus den Kopfhörern, der Lemmy zum Schweigen brachte. Er brauchte den

Anruf gar nicht erst anzunehmen, um zu wissen, wer dran war. Natürlich musste er ausgerechnet jetzt stören.

»Tja«, sagte er so neutral wie möglich, spürte aber, wie seine Gereiztheit durchsickerte.

»Hallo Theodor, hier ist Papa. Wie geht es dir?«

»Ganz okay.«

»Gut. Und die Therapie? War es gut heute?«

»Wie immer.«

»Worüber habt ihr denn geredet?«

»Alter ... das geht nur sie und mich etwas an, und das weißt du auch.«

»Ja, aber es ist nicht verboten, darüber zu sprechen. Falls du das möchtest.«

»Nein, will ich nicht.«

»Okay, klar. Ganz was anderes. Du weißt doch, dass Mama morgen Abend ihre Vernissage im Dunkers hat. Ich wollte nur sichergehen, dass du spätestens um sechs da bist.«

»Muss ich?«

»Ja, das musst du, und am Wochenende wollte ich sie mit einem Familienausflug nach Kopenhagen überraschen.«

»Heißt das, da muss ich auch mitkommen?«

»Das wird bestimmt toll. Du weißt schon, im Hotel übernachten, in den Tivoli gehen und rote Würstchen essen.«

Theodor versuchte gar nicht erst, den Seufzer zu unterdrücken. Jetzt ärgerte er sich richtig. »Ich kann aber nicht. Ich schreibe nächste Woche drei Tests und muss lernen«, sagte er, obwohl ihm durchaus bewusst war, dass nur die erste Hälfte des Satzes der Wahrheit entsprach. Auf der anderen Seite saß er tausendmal lieber in seinem Zimmer und machte Hausaufgaben, als ein ganzes Wochenende mit seiner Familie zu verbringen.

»Ja, ja, wir reden heute Abend noch mal darüber. Vielleicht kann ich dir ja helfen. Freut mich, dass es bei deiner Therapeutin gut gelaufen ist.«

Theodor überließ es dem Schweigen, seine Sicht der Dinge zum Ausdruck zu bringen, und nachdem sie sich aus Pflichtgefühl noch drei Minuten über nichts unterhalten hatten, konnte er das Gespräch endlich beenden und Lemmy wieder zu Wort kommen lassen.

Die anderen Schüler bewegten sich auf das Gebäude zu. Alexandra war natürlich nirgendwo zu sehen. Ohne es zu bemerken, hatte er seinen Fingernagel in die Innenseite seines linken Handgelenks gebohrt und den Schorf abgekratzt.

Er sah auf die offene Wunde hinunter, die zwischen Senfgelb und Blutrot changierte, presste den Nagel in das Schleimige und spürte, wie sich der befreiende Schmerz im

Arm und von dort aus im ganzen Körper ausbreitete.

## Kapitel 3

Einar Greide nippte an seinem dampfenden Roibuschtee, der seit dem frühen Morgen in der Kanne gezogen hatte, damit er diesen vollmundigen kräftigen Geschmack entwickelte, den nur die Sorte »Madagaskar Vanille« von Celestial Seasonings zu bieten hatte. In der rechtsmedizinischen Abteilung in den Katakomben unter dem Helsingborger Krankenhaus war Kaffezeit, und obwohl Kaffeepausen in Einar Greides Augen zu den sinnlosesten Abschnitten eines Arbeitstags gehörten, hatte er eigentlich nichts Wichtigeres zu tun gehabt, als dafür zu sorgen, dass der Tee perfekt wurde.

Es war schon Mittwoch, und die Woche hatte ihm bisher erst drei vollkommen eindeutige Todesursachen beschert. Dass die Ärzte in solchen Fällen Obduktionen anordneten, war die reinste Verschwendung von Steuergeldern. Trotzdem hatte er nach allen Regeln der Kunst seine Arbeit getan und die ohnehin auf der Hand liegenden Schlussfolgerungen mit seiner schludrigen Handschrift zu Papier gebracht. Außerdem war er dazu gekommen, alte Mails von seinem Computer zu löschen, seinen Schreibtisch aufzuräumen und die vergilbten Woodstock-Plakate durch die neuen Poster von bunt bemalten VW-Bullis zu ersetzen, die Franz und er in Berlin gekauft hatten. Die Frage war, womit er sich in den anderthalb Stunden beschäftigen sollte, die nach der Kaffeepause noch von seiner Schicht übrig waren. Ganz zu schweigen vom gesamten morgigen Tag und dem darauffolgenden Freitag.

Seit dem Sommer 2010 war nichts vorgefallen, was sein Interesse geweckt hatte, und das war nun fast zwei Jahre her. Er würde vor Langeweile noch Krebs bekommen, wenn nicht bald etwas passierte. Er kam sich vor wie ein Fitnessjunkie, der seit einem halben Jahr zur Bewegungslosigkeit verurteilt war. Sein Gehirn war weich und matschig und auf dem besten Weg zu verschrumpeln. Damals war eine ganze Schulklasse ausgelöscht worden, und er hatte so viele Zöpfe flechten müssen – für jedes Opfer einen –, dass er am Ende aussah wie Snoop Dog. Jetzt trug er einen schlaffen grauen Pferdeschwanz und zog ernsthaft in Erwägung, sich die Haare abschneiden zu lassen.

Sein Kollege Arne Gruvesson hatte das sinkende Schiff natürlich längst verlassen und stotterte Überstunden ab. Nicht einmal eine ordentliche Kaffeepause hatten sie zusammen gemacht, bevor Arne mit seiner Frau zum Großeinkauf für eine Konfirmation oder was auch immer gehastet war. »Toll, dass du hier die Stellung hältst«,